



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Einst und jetzt.

---

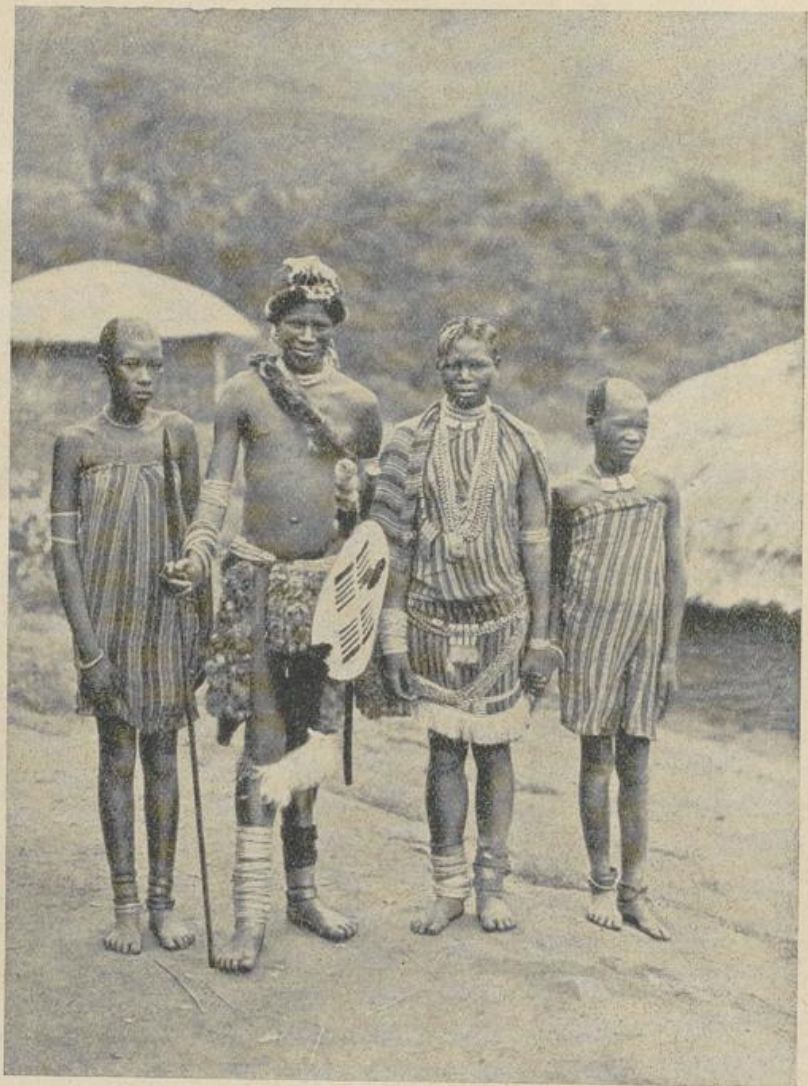
## Einst und jetzt

Von Schwester M. Amata, CPS., Maria Trost, Südafrika

Schon sind bereits hundert Jahre seit dem Tode des berühmten, grausamen Zulu-Königs Tschaka verflossen, der von seinen eigenen Brüdern ermordet worden ist. Damals, wie auch jetzt noch lag die ganze Gewalt in den Händen seiner indunas, Räte, ohne deren Zustimmung nichts Öffentliches geschehen durfte. Von den drei größten Festen, bei denen diese die Hauptrolle spielten, will ich etwas erzählen.

Ukwetshwama (das einleitende Fest zum Essen der frischen Frucht). Dieses Fest fand gewöhnlich im Januar bei Vollmond statt. Niemanden war es erlaubt, irgend eine frische Frucht zu essen, bevor dieses Fest gefeiert und der Häuptling die erste frische Frucht gegessen hatte. An diesem Tage wurden Lieder gesungen, die nur bei der sogenannten Krönung und dem Tode des Königs gesungen werden durften, sowie auch, wenn die Krieger den königlichen Kraal verließen und zum offenen Kampfe auszogen. Sollte es sich jemand unterstanden haben, zu irgend einer anderen Zeit diese Lieder zu singen, so wurde er sofort getötet. Dieses Ukwetshwama-Fest begann mit vielen Zeremonien, wobei der Zeremonienmeister und der Zauberer die größten Rollen spielten. Die ganze Familie des Häuptlings stand unter deren Kontrolle. Am Tage vorher hatte der Häuptling strenges Stillschweigen zu beobachten; die anderen Glieder der Familie durften nur leise miteinander sprechen. Der Zauberer hatte eine Medizin zurecht gemacht, vermischt mit Menschenfett. Das Fett mußte von jenem Mann sein, der bei der sog. Krönung getötet worden war. Sollte aber ein Häuptling sehr lang leben und kein Fett mehr vorhanden sein, so mußte wieder ein Mann getötet werden um solches zu erhalten. Der Häuptling wurde dann vom Kopf bis zu den Füßen mit dieser „umuti“ bestrichen; sie hatte nämlich die Kraft, ihm ein langes Leben zu sichern. Es geschah dies im Viehkraal, wo ein eigener Platz zu diesem Zweck, zum Heilen und zum Waschen des Häuptlings bestimmt war. Niemand durfte diesen Platz betreten und kein Ochse dort gefüttert werden. Die Krieger waren an diesem Tage draußen etwas entfernt vom Häuptlingskraal und schliefen auch dort, kamen aber, nachdem der Häuptling gesund geworden war und die frische Speise ihm nicht mehr schaden konnte, herbei zum Tor des Viehkraals und wurden dann ebenfalls mit „umuti“ bestrichen und besprengt. Nachher gingen sie zum Fluß, dieselbe abzuwaschen. Der Häuptling tat dasselbe im Viehkraal, auf dem dafür bestimmter Platz. Dann wurden ihm die besten Felle usw. als Schmuck umgehängt und der Tanz begann und die Lieder wurden gesungen, die nur bei diesen großen Festen üblich waren. Die Frauen hatten unterdessen ihre Mahlzeiten hergerichtet hatten „ubeca“ und „uselwe“, eine Knollenfrucht frisch gekocht mit frischem „imfe“, eine Art Zuckerrohr





Häuptlingsfamilie des Zulustammes

vermischt mit der vom Zauberer zubereiteten Medizin aus der sehr bitteren Wurzel der Zanreni-Pflanze. Sie hatte nämlich die Kraft, den Magen für die frische Speise empfänglich und unschädlich zu machen. Nun wurde davon gegessen und dann gab es Fleisch und Bier im Überfluß. Hatte jemand im geheimen schon frische reife Maiskolben usw. gegessen und wurde er entdeckt, so mußte er diese Freveltat gewiß mit einem Ochsen als Geschenk für den Häuptling sühnen. Hatte jemand keinen alten Mais usw. mehr, so ging er zum Häuptling mit einem 20 Pfund Geldstück und erkaufte sich so die Erlaubnis, den Ertrag seiner Felder schon vor dem Ukwetshwamafest essen zu dürfen. Im



Kleinen mag dieses Fest wohl auch jetzt noch von den arg heidnischen Häuptlingen gefeiert werden.

Ein anderes Ereignis bildete die Krönung des neuen Häuptlings.

Monate, bevor dieselbe stattfand, schickte der Zauberer seinen Diener fort mit dem Auftrage, ihm einen Stier ohne Hörner zu besorgen. Er meinte damit den Mann, der am Tage vor der Krönung mußte getötet werden, um das Fett zu diesem Zwecke zu erhalten. Es durfte das kein Mann vom gleichen Stamm sein. Bei einem Zuluhäuptling mußte der Mann entweder vom Swasiland, Pondoland oder Basutoland usw. geholt werden. Lebendig mußte er zum Kraal des Zauberers gebracht werden. Doch erhielt er das beste Essen, wurde oft mit den verschiedensten Medicinen eingerieben und dieselbe ihm dann zum Trinken gegeben und somit für den betreffenden Zweck fähig gemacht. Am Tage vor der Krönung wurde er dann getötet, nicht gewaltsam, nicht durch Gift, wahrscheinlich während er schlief, denn er durfte keinen Laut von sich geben. Der Kopf wurde abgeschnitten, Haut, Fleisch usw., alles so viel als möglich davon entfernt. Das Fett wurde sorgfältig gesammelt. Etwas davon mit allerlei Medicinen vermischt diente sodann zur Ausfüllung des hohlen Kopfes. Dieser wurde dann im Königskraal verscharrt, gerade am jenem Platze, wo die sog. Krönung stattfinden sollte. Eine Menge Häute von wilden Tieren der verschiedensten Sorten und Matten von Linsen und Gras wurden auf denselben aufgehäuft. Das nun war der Thron des nun zu krönenden Zulukönigs. Dieser jedoch wusch im Viehkraal die am vorhergegangenen Tage vom Zauberer eingeriebene Medizin ab, und wurde dann vom Zeremonienmeister, dem Zauberer und seinem Diener zu jenem sonderbaren Thron geführt. Dort wurde ihm nun als Zeichen seiner Würde verschiedene Felle von wilden Tieren umgehängt, das hervorragendste davon war gewöhnlich ein recht großes, scheefiges Siegerfell. Auch der Kopf wurde mit vielen kleinen Fellen verziert. Kein Untertan durfte je solch: Felle tragen. Bald erscholl dann der Begrüßungsruß. Der erste „induna“ (Rat) hielt dann eine Rede, worauf der neue Häuptling seine Gesetze und Verordnungen gab. Das Fest endete dann mit Essen, Trinken und Tanzen.

(Schluß folgt.)

---

Helft das Missionswerk fördern, es ist Gotteswerk  
und bringt Gotteslohn.

„Das Werk der Ausbreitung des Glaubens geht jedem anderen Werk der christl. Nächstenliebe soweit voran, wie die Seele den Leib, der Himmel die Erde, wie die Ewigkeit die Zeit überragt.“ Pius XI.

---



# Die Monstranz von Waldsee

Geschichtliche Erzählung von Mjgr. Konrad Rimmel  
Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Der Mesner hatte sich von seiner Überraschung erholt. Wie mit einem Mitleid sprach er: „Sei doch vernünftig, Betha, du hast den Kopf ja ganz verloren. Das Unglück ist geschehen; es ist arg genug; die ganze Stadt weiß es. Du tust ja, als ob es dir allein zugestoßen wäre; andere Leute sind doch auch noch da; und es ist ihnen auch arg genug. Geschehen ist geschehen; vielleicht kommt auch die Monstranz wieder zum Vorschein; aber jetzt genug davon; jetzt wollen wir zu Nacht essen.“

Die beiden verrichteten das Tischgebet, und der Mesner begann zu essen, ohne ein Wort zu verlieren. Zwischenhinein flog sein Blick wie fragend und prüfend zu seiner jungen Base hinüber; hastig trank er wiederholt und füllte das Mostglas wieder nach. Jetzt erst wurde er gewahr, daß das Bethle vor dem unbenutzten Teller am Tische saß.

„Du hast ja nicht gegessen, Betha“, sprach er. „Das ist nicht in der Ordnung. Nimm heraus und is!“

Mechanisch tat das Mädchen, was er verlangte; aber bald blickte sie wieder mit brennenden Augen hinüber zum Better und fragte:

„Hat man denn auch am Altar und in der Sakristei überall recht genau nachgeschaut? — Herr Better, darf ich morgen früh nicht selber nachsehen? — Ich meine immer, die Diebe haben das höchwichtigste Gut aus der Monstranz genommen und es irgendwo niedergelegt, und man hat es heute nur noch nicht gefunden. Meint Ihr nicht auch, Herr Better?“

Der Stiftsmesner schien den klaren, durchdringenden Blick der arglosen Fragerin nicht ertragen zu können. Er nahm hastig einen Schluck aus dem Mostglase, fuhr sich mit der Hand über den Mund und sagte:

„Das kann ich doch nicht wissen. Wie kommst du denn auf diesen Gedanken?“

Erstaunt antwortete das Mädchen:

„So muß doch jedermann denken, der einen Glauben hat. So schlecht kann doch ein Mensch nicht sein, und auch ein Kirchendieb nicht, daß er das Allerheiligste in der Monstranz mitnimmt. Das unschuldige höchwichtigste Gut! — Was will er denn damit tun? — Das wäre ja kein Mensch mehr — das wäre ein Teu-

fel, ein ganzer Teufel.“

Anwillkürlich hatte sich das Bethle während dieser Worte aufgerichtet. Der Löffel lag auf dem Tischtuch; am ganzen Leibe zitterte das Mädchen. Ihre Augen funkelten fast unheimlich in flammendem Zorne. Die Worte, welche sie leidenschaftlich rasch herausstieß, waren immer lauter geworden: so hatte der Stiftsmesner sein Väschen niemals gehört noch gesehen.

Als ob ein Peitschenschlag ihn ins Gesicht getroffen hätte, war er auf einen Augenblick zurückgefahren. Schrecken hatte ihm aus dem starren Blicke geschaut. Aber nur einen Augenblick hatte es gedauert.

„Du kannst recht haben, Bethle“, erwiderte er dann anscheinend ruhig. „Ja du magst recht haben; es wäre arg. Und morgen kannst du ja, wenn der Gottesdienst vorbei und die Asche ausgeteilt ist, in die Sakristei kommen und selber nachsehen. Vielleicht findest du, was du suchst. Ich — ich wünsche es auch.“

Die letzten Worte hatte der Mesner nur halb laut mehr für sich als für das Bethle gesprochen.

Fast freudig sagte das Mädchen rasch:

„Nicht wahr, Herr Better, Ihr meint auch, wir finden das höchwichtigste Gut noch in der Kirche? O ja, die Diebe haben es ganz gewiß nicht mitgenommen. So viel Mitleid haben sie doch noch mit unserem Herrn gehabt. Ich meine immer, ich müsse, ich müsse ihn finden. Ich meine, ich höre den Heiland rufen: Komm, stehe auf und suche mich! Gehe mir nach, bis du mich findest! Man hat mich weggeführt; ich bin wieder eingeferkert. Ich liege an einem finstern Orte gefangen, vergessen, verunehrt. Komm zu mir, befreie mich, hole mich, führe mich zurück in meine Wohnung im Tabernakel, damit ich wieder bei den Menschen bin... So höre ich's immer und immer wieder sagen“, schloß das Mädchen. Sie schien alles um sich vergessen zu haben.

„Betha“, begann er jetzt, aber seine Worte schienen keinen Klang zu haben, „Betha, du weißt ja nicht mehr, was du alles sagst. Der Kopf ist dir ganz verwirrt. Das ist kein Wunder, wenn du den ganzen Tag noch nichts zu dir genommen hast. Ich jetzt endlich einmal zu



Nacht und schlaf über die Sache! Morgen bist du dann ruhiger.“

Das Bethle schaute den Vetter an, ohne etwas zu sagen; aber das fast unnatürlich flammende Auge und das ganze Angesicht, welches in seiner heiligen Entschlossenheit schier verklärt war, bildeten die unzweideutige Antwort. Sie nahm den Löffel zur Hand und fing an zu essen. Nach einiger Zeit begann sie wieder anscheinend ruhig:

„Herr Vetter, wenn aber das hochwürdigste Gut nicht in der Kirche gefunden wird“ — ihre Stimme zitterte — „wo ist es dann hingekommen? wo muß ich es suchen?“

Unwillig fuhr ihr der Vetter Stiftnesner in die Rede:

„Jetzt wäre es aber doch einmal genug. Man könnte meinen, du mühtest für alles sorgen. Du bist doch nicht der Stiftnespropst und bist nicht bei der Geistlichkeit. Amt und die Obrigkeit sind auch noch da.“

„Jawohl, Herr Vetter“, lautete die Antwort. „Die suchen nach den Einbrechern und Diebsgesellen und nach der Monstranz und dem silbernen Leuchter. Geb's Gott, daß sie alles finden! Aber die Räuber haben doch das hochwürdigste Gut mitgenommen. Sie haben es irgendwohin gelegt, und danach muß man geradeso suchen wie nach dem Silber und der Monstranz, ja noch tausendmal mehr. Da muß alles zusammenhelfen, so gut's geht; überall muß man suchen, und beten muß man Tag und Nacht und Andachten halten und die schmerzhafteste Mutter Gottes tausend und tausendmal anrufen samt den heiligen Engeln. Und nach Reute muß man wallfahren, die Gute Beth' muß helfen. Sie steht vom Himmel herab, wo das hochwürdigste Gut jetzt ist und auch, wer es getan hat.“

„Herr Vetter“, unterbrach sich die Sprecherin, „was haben die Diebe für einen Weg gemacht?“

Jäh fuhr der Stiftnesner auf. „Das kann ich doch nicht wissen!“ schrie er, mehr als er sprach.

Das Bethle achtete des Ausrufs gar nicht in der Verfolgung ihrer Gedanken. „Aus der Seitentür haben sie die Kirche verlassen; zum Viberacher Tor sind sie nicht hinaus, das war ja geschlossen; durch die Stadt sind sie gewiß nicht gegangen, da hätten sie doch andern Leuten begegnen können; sie sind gewiß über den hinteren Klosterhof und dort zum Törlein hinaus an den See...“

Einen Augenblick hielt das bei aller

scheinbaren Ruhe so heftig erregte Mädchen inne. Plötzlich stieß sie einen jähen Schreckensschrei aus, daß selbst der große Mann, der ihr gegenüber am Tische saß, zusammenfuhr.

„Am Gottes willen — der See — der See! Sie werden doch nicht — — das Allerheiligste... Herr Vetter! Herr Vetter! Wenn sie das getan hätten... in den See...“

„Was schreist du denn so einfältig“, fuhr der Mesner auf, „daß man's bis auf die Straße hinaus hört. Was stellst du dir denn alles vor in deinem närrischen Kopfe? Meinst du denn, man sei am See lange stehen geblieben und habe den Sack aufgemacht?...“

„Den Sack, Herr Vetter — den Sack weiß man das schon?“

„Nun ja!“ polterte mit erschrockenem Gesicht der Mesner; „hast du dir eingebildet, man habe die Monstranz offen in der Hand weggetragen?“

„Jaso, Ihr habt recht, Herr Vetter... in einen Sack hinein hat man das Heiligste gesteckt“, wiederholte das Bethle langsam, fast tonlos. Ein Schauer schüttelte sie. „Ja, Herr Vetter, sagt mir doch, was ist denn dann mit dem hochwürdigsten Gut geschehen? Was haben die gottvergeessenen Menschen mit ihm angefangen? Was haben sie ihm getan? Wo ist es jetzt? Und wieder brach sich ihr beinahe sinnlos' Entsetzen in einem lauten Aufschrei Bahn.

„O liebe, Gute Beth', leide es doch nicht, daß man deinen Blutbräutigam so mißhandelt! Bitte den heiligen Gott, daß er ein Ende mache der fürchterlichen, himmelschreienden Sünde, daß er das allerheiligste Sakrament seines Sohnes nicht antasten, daß er ihm nichts geschehen lasse!“

„Jetzt habe ich aber genug!“ schrie nun auch laut der Mesner. „Du hast völlig den Verstand verloren; im nächsten Augenblick kommen die Leute uns ins Haus und meinen, es brenne — oder am Ende gar, der Kirchendieb sei bei uns im Haus. Hahaha!“ Merkwürdig gezwungen und hölzern klang das Gelächter durchs stille Zimmer.

„Nehmt mir's doch nicht übel, Herr Vetter“, bat das Mädchen. „Ja, ich weiß freilich schier nicht mehr, was ich sage. Ich will gewiß nicht mehr so laut sein.“

Der Mesner sah auf die Uhr in der Stube. „Ins Wirtshaus gehen will ich heute nicht mehr“, sagte er dann. „Ich bin müde, und man spricht doch nichts anderes heute abend als von der Mon-



stranz und was alles in der Kirche geschehen ist.“ Er trank sein Glas leer. „Hol mir noch einen Krug voll aus dem Keller“, gebot er dann.

Etwas überrascht schaute das Bethle den Vetter an. Das war sonst nicht die Art des sparsamen Mannes. Er hatte es wohl bemerkt. „Heut' hab' ich's nötig“, meinte er, „wenn man so was erleben muß, ist's kein Wunder.“

Das Bethle war bereits aus der Stube gegangen. Nachdenklich, mit harten, verschlossenen Zügen saß der bleiche Mann am Tische. Nervös hatten sich die Finger der beiden Hände ineinander geklammert, während der Einsame in düsterem Schweigen vor sich hinstarrte.

Jetzt trat das Bethle ein, füllte dem Vetter das Glas und stellte den Krug auf den Tisch.

„Herr Vetter“, begann sie nach einer Weile, „wer hat wohl die Monstranz gestohlen?“

Die Faust des Mesners fiel auf den Tisch, daß Glas und Krüglein zusammenklirrten. „Wie kann ich das wissen!“ schrie er schreckensvoll aufschauend dem Bethle zu. „Frage andere Leute, nicht mich!“

„Es ist mir leid, Herr Vetter; ich wollte Euch gewiß nicht erzürnen“, begütigte das Mädchen. „Ich denke halt, Ihr kennt schier alle Leute und werdet gewiß auch schon gedacht haben, wer den Gottesraub begangen hat. Es muß doch einer dabei gewesen sein, der sich in der Kirche auskennt. Da habe ich bloß gemeint, ob Ihr nicht einen Verdacht habet.“

Da der Mesner es nicht für der Mühe wert zu halten schien, zu antworten, fuhr das Bethle fort: „An einen habe ich schon gedacht.“

Überrascht und neugierig schaute der Stiftsmesner seine Base an; wie eine Erleichterung ging es ihm übers Gesicht.

Das Bethle errötete. „Ihr müßt es mir nicht übel nehmen, Herr Vetter. Wißt Ihr, damals...“ — und noch dunkler färbte sich ihr Angesicht — „damals, wo der Memminger Jud' und die zwei andern in die Sakristei kamen... der junge Bursch' mit dem kohlschwarzen Haar — wie der die Monstranz angeschaut hat, daran bin ich erschrocken. Seine Augen haben gebrannt wie Kohlen. Aber ich meine ja nur.“

Im ersten Augenblick hatte der Mesner wieder zornig auffahren wollen; aber jetzt sagte er ruhig:

„Betha, ich glaube nicht, daß dein Ver-

dacht Grund hat. Unmöglich ist freilich nichts in diesen bösen Zeiten. Wie der Bursche zu der Frau Gültmeier gekommen ist, weiß ich nicht. Er hat sie hinfahren müssen.“

„Wollet Ihr es dem Oberamtman nicht sagen?“ fragte sie.

„Will mir's überlegen“, war seine ablehnende Antwort.

„Oder am Ende auch gar der Memminger Jud'?“

Da fuhr nun der Stiftsmesner auf. „Nein!“ schrie er. „Der wird nicht angezeigt! Das verbitt' ich mir! Den kenne ich schon länger als du. Es ist ein Jude und macht seine Geschäfte; kann auch sein, daß er einen hat vergangen lassen, aber so etwas tut er nicht.“

„Es ist mir halt so plötzlich in den Sinn gekommen“, entschuldigte sich das Bethle. „Und ich will gewiß keinen falschen Verdacht haben; aber das glaube ich, Herr Vetter, das glaube ich: es kommt an den Tag, es kommt heraus, wer ins Gotteshaus eingebrochen ist und unserem Heiland das alles angetan hat. Der Silberne Leuchter und auch die große Monstranz — das ist ja gewiß schrecklich; aber daß man auch noch das hochheiligste Gut, den lieben Heiland weggenommen hat und daß die geweihte Hostie jetzt irgendwo liegt, wo es niemand weiß, im See — am Wege — oder in einem dunklen Winkel, verunehrt, vergessen, beschmutzt, mißhandelt, — das ist so teuflisch unbarmherzig, das schreit Tag und Nacht zum Himmel, da kann Gott nicht ruhig zusehen... O, lieber Heiland“, schluchzte das Mädchen vor Erregung laut auf, „was hat man dir angetan in unserer Kirche, in Waldsee! Hätte ich's doch abwehren können — ich wäre gerne tausendmal dafür gestorben! O, göttlicher Herr, wie leid ist es mir um dich! Das ist ja das Argste, das Schrecklichste, was uns hat treffen können...“

„Und jetzt, Vetter Stiftsmesner“, wandte sie sich an den hinter dem Tisch sitzenden Mann, welcher, fahle Blässe im Gesicht, mit stierem Blick sie anschaute, „nicht wahr, Herr Vetter, wenn wir jetzt vom Essen beten, dann beten wir auch noch fünf Vaterunser, daß Gott alles an den Tag bringe, und der Heiland im hochwürdigsten Gut eine Sühne erhalte.“

Willenlos erhob sich langsam die große Gestalt des Stiftsmesners, und dann standen beide ungleichen Verwandten vor dem Kreuzifix in der Stubenecke nebeneinander, und wenn draußen jemand



vorübergegangen wäre am Hause, so hätte er gehört, wie eine helle Stimme zitternd in tiefer Bewegung und gleichzeitig ein monotoner, harter Männerbaß gemeinsam das Gebet um Aufhellung des Gottesraubes verrichteten.

Man stand bereits in der zweiten Märzwoche des Jahres 1817; mehr als vierzehn Tage waren seit dem großen Gottesraub vergangen. Aber das ganze Oberland hatte sich die Schreckensstunde verbreitet. Die Zeitungen, soviel deren damals erschienen, hatten Kunde davon gegeben; öffentliche Bekanntmachungen waren erfolgt; Landjäger und Polizeidiener waren angewiesen worden, etwaige Spuren der Räuber aufzusuchen und zu verfolgen, und aus eigenem Antriebe hatten sich in ihrer Empörung über den furchtbaren Frevel die Bürger und die Bauern der ganzen Umgegend, wie die von Waldsee selbst und ihr Gesinde, groß und klein, alle Mühe gegeben, die Täter zu entdecken. Die Stadt Waldsee selbst befand sich tages-, ja wochenlang in der größten Aufregung. Duzende von Vermutungen wurden laut, und jede erwies sich als nichtig. Wo immer man auch nachspürte und nachforschte, nirgends fand sich ein Anhaltspunkt für einen begründeten Verdacht; der oder die Täter schienen wirklich spurlos verschwunden zu sein. Wiederholt hatte man schon in der Kirche selbst nachgesehen und gesucht. In der Sakristei hatte man außer dem eisengeschmiedeten Gestelle des gestohlenen Silberleuchters und der herausgeschraubten Metallstange, welche im Innern des Schafes den Hauptteil der Monstranz mit dem Fuß derselben verbunden hatte — traurige Überreste des geraubten und geschändeten heiligen Eigentums — nach einigen Tagen in einer Ritze des Bodens noch eine kleine, echte Perle und einen Amethyst gefunden; es stand also fest, daß hier die Heiligtümer gewaltsam zerteilt und wahrscheinlich zusammengedrückt und in irgendeiner Art verpackt worden waren. Weiter war rein nichts zu entdecken. Auf Umfrage in der ganzen nächsten Nachbarschaft der Kirche hatte man nur von dem an Asthma leidenden alten Nagelschmied die Aussage erhalten, daß er nach Mitternacht geglaubt habe, einen Schritt durch den hinteren Klosterhof und bald darauf das Knarren des Törleins, das zum See hinausführte, zu hören. Gesehen hatte kein Mensch etwas Verdächtiges — der

ungewöhnlich dicke Nebel hatte ja alles unsichtbar gemacht. Im benachbarten Steinach hatte eine franke Frau spät in der Nacht das Rasseln eines Fuhrwerkes vernommen; sie konnte aber nicht einmal bestimmt sagen, ob das Fuhrwerk aus Waldsee gekommen oder nach Waldsee hineingefahren sei. Auch waren ja gerade an jenem Fastnachtmontag viele Leute aus der Umgegend in die Stadt und spät wieder heimgefahren. Alle Bemühungen, Licht in die Sache zu bringen, waren umsonst gewesen und schienen erfolglos bleiben zu sollen. Wie ein schwerer Alp lastete das alles auf der Stadt Waldsee. In Hunderten von Gemütern waren Sorgen und Angst lebendig geworden und Furcht vor dem Fluche des Gottesraubes. Der Frühgottesdienst und die Abendandachten der Fastenzeit in der Stiftskirche wurden zahlreich besucht; größerer Ernst und tiefere Andacht herrschten dabei als gewöhnlich. Und in den meisten Häusern wurde abends noch gemeinsam gebetet, daß Gott in seinem Zorne nicht auch die Stadt und deren Bewohner mitbüßen lasse für das entsetzliche Verbrechen am Heiligsten des Gotteshauses. An Anzeichen drohender Art fehlte es nicht. Im Februar hatte man noch merkwürdig mildes Wetter gehabt. Seit den letzten Tagen war es ganz anders geworden; Schneefall mit bitterer Kälte war eingetreten. Der große und kleinere See zu beiden Seiten der Stadt waren gefroren. Und doch stand der Frühlingsanfang vor der Tür! Seit fünf Jahren dauerte die schlechte Zeit mit Nässe, Kälte und Mißwachs. Das neue Jahr mit seiner ganz außergewöhnlichen Witterung versprach nicht die geringste Besserung. Der Februar und der kaum begonnene März brachten abermals eine Steigerung der Lebensmittelpreise und einen Mangel an Nahrungsmitteln. Es schien, als ob die Barmherzigkeit und Gnade Gottes sich von den armen Menschen völlig zurückgezogen und der unerbittlichen Strafgerechtigkeit Platz gemacht hätten. Der furchtbare Kirchenraub im Gotteshause aber wollte den meisten als die schrecklichste Besiegelung des bisherigen und des noch zu erwartenden Unsegens sein.

In der Stube der Mesnerwohnung beim Zollhäuschen neben dem Viberacher Tor saßen in der Ofenecke zwei in eifrigem, halblautem Gespräche beisammen: der Stiftsmesner und der Fruchthändler



Härtl. Die Tür zur anstoßenden Kammer stand offen, damit auch dorthin der alte Rachelosen seine Wärme spende. In der Kammer saß am Webstuhl das Bethle. Ohne auch nur einmal aufzusehen oder innezuhalten, arbeitete sie; federleicht flog das Schiffchen aus ihren Händen hin und zurück. Der Weberbalken ging regelmäßig und taktmäßig hin und her und beinahe einschläfernd summete, surrte und klapperte das Arbeiten des stillen Mädchens in die Wohnstube herein. Was die beiden Männer sprachen, davon hörte das Bethle nichts. Es war auch gar nicht für ihre Ohren bestimmt.

Um „Geschäftssachen“ handelte es sich, in welchen die beiden längst zusammengingen. Der Härtl hatte einen größeren Handel mit Getreide, namentlich mit Korn, als die meisten Leute wußten. Den Bauern kaufte er ihre übrige Frucht ab und verkaufte sie an seine Kunden in den Städten an Mehlhändler und Bäcker um hohe Preise; einen erheblichen Teil der Frucht hielt er aber zurück, da er darauf rechnete, daß mit dem zunehmenden Mißwachs auch die Nachfrage und die Preise sich nochmals und abermals verdoppeln und verdreifachen würden. In seinem eigenen Hause in der Stadt hatte er eben keinen großen Vorrat; das meiste lagerte noch draußen in den Scheuern der Bauern als sein Eigentum, und von dort aus konnte die Frucht scheffelweise an die Käufer in der Stadt abgegeben werden. Unerfättlich in seiner Geldgier suchte der Härtl neue Ankäufe auf den einzelnen Höfen und Einöden zu machen, wo ein Vorrat noch vorhanden war. Das vermochte er indes nicht alles allein zu besorgen; der Mesner war ihm seit Jahren ein stiller Helfershelfer gewesen. Diesmal hatte der Härtl ihn besonders nötig.

„Du mußt jetzt schon etwas Abiges tun“, sagte der Härtl zum Mesner und stieß halblaut einen Fluch aus. „Der verdammte Memminger Jud' läßt mich völlig im Stich; schon seit drei Wochen warte ich auf ihn, und kein einziges Mal hat er sich sehen lassen, da er doch sonst alle acht Tage in die Gegend kommt. Weißt du nichts von ihm?“

„Ich — ich . . . nein, Härtl; ich weiß nichts von ihm, ja ich wundere mich auch, warum er sich nicht mehr sehen läßt. Ja — ja — es ist eigentlich wahr, der Memminger Jud' ist schon lange nicht mehr hier gewesen; vier oder fünf Wochen sind es sicher her — ja sicher und wahr ist's, daß ich ihn auch nicht mehr

gesehen hab'. Kann wohl sein, daß ihm etwas fehlt. Das Wetter ist schlecht genug dazu, jawohl.“

Der Härtl schüttelte ungläubig den Kopf. „Glaub's nicht“, murrte er sinnend und nachdenkend.

Der Stiftsmesner lachte hölzern: „Vielleicht macht er jetzt auch Geschäfte im Fruchthandel, da er soviel einträgt; sähe ihm schon gleich, dem Memminger — jawohl.“

Der Härtl tat, als ob er nichts gehört hätte. Aber sein Gesicht ging eine merkwürdige Bewegung. Ein leiser, langgezogener Pfiff kam ihm über die Lippen. Jetzt richtete er merkwürdig bedeutungsvoll seine Augen auf den Stiftsmesner. „Es kann auch etwas anderes sein“, sagte er langsam.

Unsicher begegnete ihm der Blick des Stiftsmesners. „Etwas anderes? Was kann das sein?“

„Ich denke mir“, sagte der Härtl vorsichtig, aber jede Silbe betonend, „der Jud' kommt nicht nach Waldsee, weil er ein schlechtes Gewissen hat.“

Jäher Schrecken ließ das Auge des Stiftsmesners erstarren; aber nur einen Augenblick dauerte es.

„Wie meinst du das, Härtl?“ fragte er mit geheuchelter Neugierde.

„Da brauchst du gerade nicht zu fragen“, erwiderte in der Tone voller Überlegenheit der Brotwucherer. „Das geht doch dich auch an.“

„Was — was geht mich an?“ stammelte der Mesner; mehr brachte er nicht hervor.

„Denk doch an die Monstranz und den silbernen Leuchter, Stiftsmesner! Das kannst du doch nicht schon vergessen haben. Es ist ja deines Amtes als Mesner. Hast du denn dir noch gar keinen Gedanken gemacht, wer eingebrochen und die Monstranz mitgenommen hat? Das geht dich doch auch ein bißchen an.“

„Jaso — das meinst du.“ Sichtliche Erleichterung klang aus diesem Worte des Stiftsmesners. „Ja freilich habe ich auch schon daran gedacht, wer das getan hat, und ich denke immer daran, Tag und Nacht — jawohl, Tag und Nacht; — aber — glaubst du denn, daß der Memminger — dabei im Spiel ist? Nein, nein, das kann ich nicht glauben. Der Jud' macht so etwas nicht, ganz gewiß nicht. Zum Einbrechen hat er die Courage gar nicht.“

„Das will ich auch nicht sagen: aber die Sachen abnehmen kann er und da-



für zahlen. Dazu ist er gerade der Mann, das weißt du so gut wie ich.“

„Ich — ich —.“

„Jawohl du. Der Mann, der die Sachen geholt hat, kann doch nicht mit der Monstranz und dem Silberleuchter zum Hausieren gehen, und selber sie einschmelzen, kann er ebensowenig. Er muß einen haben, der ihm um gutes Geld die gefährlichen Dinge abkauft. Dazu wüßte ich keinen Besseren, als den Memminger. Der kennt sich aus in Silber- und Goldsachen; vor zehn und zwölf Jahren, da man die Klöster aufhob und die Sakristeien leerte im Oberland, hat er auch nicht bloß zugeschaut. Wäre ich Oberamtmanu Bagnato, wie ich es nicht bin, so hätte ich gleich am Aschermittwoch Hausfuchung beim Juden halten und ihn einspinnen lassen... Vielleicht“, warf der Härtl anscheinend gleichgültig hin, „ist's schon so weit, und der Jude zeigt sich nimmer in Waldsee, weil er schon hinter Schloß und Riegel sitzt.“

Ein lauernder Blick des Sprechers traf den Mesner, der wie vor Schrecken versteinert dasaß. Der Härtl aber fuhr unbarmherzig fort: „Sitzt der Jude einmal in Nummero Sicher, so kommt natürlich auch der andere dran, dem er die Monstranz abgekauft hat. Auf diesen wird er natürlich die Hauptschuld abladen. Und das ist doch sonnenklar, Stiftsmesner, oder nicht?“

„Jetzt habe ich aber genug von dem Memminger Juden und der ganzen Geschichte“, kam es in schlecht verhaltener Wut aus dem Munde des Mesners, dessen fahlgewordenes Angesicht geradezu erschreckend aussah. „Wie kommst du überhaupt auf diese Geschichte? Die Monstranz und der Jud' gehen doch mich und dich nichts an; seit schier drei Wochen muß ich Tag und Nacht nichts anderes hören als von dem Einbruch und der Monstranz. Wenn du sonst nichts Gescheiteres weißt, Härtl, so kannst du von einem andern deine Geschäfte besorgen lassen; mich freuts wahrhaftig nicht mehr.“

„Ruhig, ruhig, Stiftsmesner“, lächelte jetzt, als ob es sich nur um einen Spaß gehandelt hätte, der Härtl. „Ich hab's doch nicht böß gemeint, und wenn ich gewußt hätte, wie es dir auf die Nerven geht, hätte ich den Memminger Juden mit keiner Silbe in den Mund genommen. Ja, ja; ich kann's ja begreifen, daß du genug hast an dieser Geschichte. Nichts für ungut, alter Kamerad. Und nicht wahr, die Sachen bei den Bauern

besorgst du mir, wie es abgemacht ist? Es ist ja auch dein Profit dabei.“

Der Mesner murrte etwas Unverständliches, aber er sagte nicht nein.

„Und mit der Betha, wie steht's da?“ fragte jetzt leise der Härtl, während seine Augen die Gestalt des Mädchens im anstoßenden Raume suchten, unter deren fleißigen Händen der Webstuhl unaufhörlich arbeitete und rasselte. Die Betha muß die Meinige werden, das weißt du; so habe ich es mir einmal in den Kopf gesetzt, und so geschieht es auch. Du solltest eben dem Mädchen besser ins Gewissen reden. Mir zulieb schon“, sagte er mit starkem Nachdruck, „und auch dir zulieb ebenso.“

Der Stiftsmesner fuhr mit beiden Händen nach dem Kopf. „Da ist gegenwärtig gar nichts zu machen“, erwiderte er vorsichtig. „Das Mädchen schwätzt und heult und betet Tag und Nacht nur über die dumme Geschichte mit der Monstranz. Nächstens könnte man meinen, sie werde noch verrückt. Ich weiß ja auch nichts Besseres für Betha, als daß sie dich endlich einmal kriegt. Und wenn die Zeit kommt und Gras über die Geschichte von der Fastnacht gewachsen ist, dann soll's an mir nicht fehlen. Aber jetzt ist nichts zu machen.“

„Nun ja, ich kann ja warten“, erwiderte der Härtl, „aber wenn die geschlossene Zeit vorüber ist und der Mai kommt, dann komme auch ich wieder.“

Noch eine Zeit lang redeten die beiden Männern von ihren Geschäften. Jetzt erhob sich der Härtl und mit ihm der Stiftsmesner.

„Behüt Gott, Jungfer Betha!“ rief der Härtl, ehe er aus der Stube wegging, zur Kammer hinaus, „nur nicht gar zu fleißig!“

„Behüt Gott, Herr Härtl“, lautete die Antwort des Mädchens, welches, ohne den Kopf umzuwenden, weiter arbeitete.

Es war bereits um die elfte Stunde der Nacht. Totenstille herrschte. Längst war in allen Häusern Waldsees der Schummer eingekehrt. Auch in des Stiftsmesners Haus rührte sich nichts, und doch wachten noch ein Mensch und ein Licht in der Wohnung. Vorsichtig und leise hatte der Mesner die Tür seiner im obern Stockwerk gelegenen Schlafkammer von innen verriegelt; der einzige Fensterladen war dicht verschlossen. Kein fremder Blick konnte hineingelangen in das Gemach. Der obere Teil der Bett-



stelle war seitwärts von der Wand weggeschoben. Im Bretterboden klappte eine Lücke. Vor seinem Bette saß, zum Schutze gegen die Kälte in seinen Mantel gewickelt, die große Pelzmütze auf dem Kopfe, der Mesner. Und dicht von ihm, auf dem Leintuch des offenen Bettes, glänzte und gleißte es im Lichtscheine der Kerze, welcher vom einfachen Nachttischchen gerade darauf fiel. Eine breite, lederne Geldgurt, eine sogenannte Geldkase, lag weit geöffnet im Bette, und sie war gefüllt, vollgefüllt mit blinkendem Golde. Dicht nebeneinander, auf- und übereinander häuften sich Goldstücke verschiedener Art. Duzend und duzendweis lagen die Stücke nebeneinander. Ja, es mußten ihrer mehrere Hunderte sein. Und der Mesner saß dicht vor dem wunderbaren Schätze. Weit beugte er sich über denselben vor mit unheimlicher, grenzenlos gieriger Freude hasteten unverrückt seine Augen darauf, als wollten sie den gleißenden Mammon bis zum letzten Stückchen verschlingen. Erregt hob sich seine Brust, während er mit der Linken den Leuchter über den Goldhaufen hielt und das Licht darauf spielen ließ. Alles hatte er um sich vergessen. Jetzt stellte er den Leuchter wieder zurück. Und nun erhob sich langsam, vor Lust und Verlangen zitternd, die linke und dann die rechte Hand fuhr tastend über die Goldstücke dahin, langte hinein, so daß die Hände gefüllt waren, hob und wog die Münzen und ließ sie wieder zurückrieseln zu den andern. Jetzt vergruben sich die Hände förmlich im Golde, und das völlig veränderte Gesicht, totenbleich in seiner Erregung, neigte sich immer weiter herab, und jetzt lag tatsächlich der Kopf des Mammonanbeters auf dem Goldhaufen. In voller Berausung schwelgte seine Geldgier. Endlich richtete er sich wieder auf, atmete tief, während er am ganzen Leibe zitterte, und saß eine Zeit lang stille. Dann begann er Stück für Stück der goldenen Münzen durch die Finger gleiten zu lassen. Er besah sie einzeln, er sortierte sie nach ihrer Größe und nach ihrem Werte. Er zählte sie ab und wiederholte das Spiel, während er flüsternd rechnete und summierte und Zahlen um Zahlen nannte. In schönster Ordnung lagen jetzt die Dukatenreihen vor ihm, und immer noch war sein Angesicht in fieberhafter Aufmerksamkeit ihnen zugewandt, als hörte er auch jetzt noch den fatten, einschmeichelnden Klang des Goldes. In unheimlicher Glut flammten seine Blicke, versteinerten sich seine Züge.

„Jetzt hab' ich's. — Alles mein — mein — mir allein gehört's, das Gold — das schöne, wunderschöne, feine Gold, das Schönste, was es gibt auf der ganzen Welt... alles ist's wert — alles — und nichts reut mich — und wieder tät' ich's — wieder — tausendmal wieder.“ ...

Heiser klang die Stimme, welche sich aus dem anfänglichen leisen Flüstern zum halblauten Sprechen leidenschaftlich verstärkt hatte. Und weiter, unaufhaltsam weiter sprach, einem völlig Trunkenen ähnlich, der Geldmensch zärtlich mit seinem Goldschätze... „Gold, Gold ist das Beste in der Welt; Gold hab' ich jetzt, und das behalte ich, das gebe ich nicht mehr her, in Ewigkeit nicht mehr — mein ist es und bleibt es — kein Stück kommt davon. Das ist meine Freude... Jetzt bin ich zufrieden, jetzt hab' ich's — mein Glück, meinen Schatz, mein alles. Der Jud' hat besser bezahlt, als ich dachte, haha, und dazu in Gold... Was ich alles durchgemacht habe mit dem Pfaffen und dem Gerichte und den stohrdummen Leuten, mit all dem Lärm und dem Heulen, dem Beten und dem Jammer — o, es ist keine Kleinigkeit gewesen. Aber es hat sich gelohnt, es ist das schönste Geschäft gewesen — mein Glück habe ich gemacht; mein seid ihr alle, ihr schönen Dukaten. Dreihundertundsiebzehn Golddukataten — wer hätte das je dir vorausgesagt, Stiftsmesner...“

Plötzlich fuhr der sinnbetörte Mammonsknecht zusammen. Vom Stiftsturm herüber hallte ein mächtiger Glockenschlag; dann noch einer und wieder einer... die Stunde der Mitternacht. Wie aus einem Traum erwacht, sah sich des Mesner scheu in der Kammer um, dann schob er vorsichtig den Goldhaufen wieder in die feste, lederne Geldgurt zurück, schloß dieselbe, umwickelte sie mit einem staubigen Tuche und senkte sie leise in die Lücke des Fußbodens; dieselbe deckte er mit dem herausgenommenen Brett wieder zu, schraubte daselbe fest und rückte langsam, beinahe geräuschlos seine Bettstelle wieder so zurecht, daß die oberen Füße derselben auf das Brett zu stehen kamen. Wenige Minuten später war das weit herabgebrannte Wachslicht erloschen. —

Der dritte Fastensonntag, der 9. März des Jahres 1817, war angebrochen. In feierlichem Geläute hatten die Glocken des St. Peter und Paul-Stifts die Andächtigen zum Hauptgottesdienst gerufen. Das Gotteshaus hatte sich vollständig gefüllt. Es war bekannt geworden, daß der



Stiftspropst Wöhrle sich wieder soweit erholt hatte, daß er heute die Kanzel besteigen konnte. Jedermann war neugierig, zu hören, was der greise Seelsorger heute seiner Gemeinde zu sagen hätte.

Begleitet von seinem früheren jüngeren Konventualen, nunmehrigen Kaplan Lungerer, war er in die Sakristei gekommen. Als der Stiftsmesner ihm den gestickten Chorrock, welchen er gewöhnlich trug, überwerfen wollte, wehrte er ab.

Dann schritt er zu dem großen Paramentenschränke und nahm das an demselben hängende, völlig kunstlose, uralte, linnengewobene Chorhemd herunter, welches einst Stiftspropst Rügelin, der heiligmässige und strenge Beichtvater der seligen Elisabetha Bona, getragen und welches ihm sein heiliges Beichtkind, die Gute Betha, mit ihren eigenen Händen gewoben hatte.

Der Kaplan, der alte Vater Prokop, welcher gleichfalls anwesend war, und der Stiftsmesner waren völlig überrascht, als sie sahen, daß der Stiftspropst dieses Amtskleid heute anzog, das seit bald vierhundert Jahren nicht mehr benützt worden war.

„Die Gute Betha und Propst Rügelin selig verzeihen es mir und verstehen es“, sprach der Stiftspropst halblaut, „was ich tue. Stiftspropst Rügelin selig, mein Amtsvorgänger, du Heiligster unter allen Konventualen dieses Reichstifts, dein Geist und deine Kraft mögen heute mit mir sein.“

Dann legte er die violette Stola um, nahm das Evangelienbuch und ein weiteres Schriftstück, das er mitgebracht hatte, und schritt zur Sakristei hinaus.

Das Weihwasser war bereits ausgeteilt worden, die Gemeinde hatte mit dem Gesang des Predigtliedes begonnen.

Durch die Chorkapelle herab, welche über der Fürstengruft liegt, kam langsam und in tiefstem Ernste der Stiftspropst zum Kirchenschiff herunter, vorüber am Mutter-Gottes-Altar, in dessen Nähe sich der Kanzelaufstieg befand.

Dem Propst schritt, wie das herkömmlich war, sein Mesner voran. An der Kanzeltreppe machte er halt, öffnete das Türchen zum Ausgang derselben, und während der Geistliche eintrat, verneigte er sich tief vor ihm und schloß dann das Türchen wieder. Vor demselben, in unmittelbarer Nähe des Mutter-Gottes-Altars, stellte er sich dann auf, das Gesicht der Kanzel zugewendet, gleichsam eine Ehrenwache des Seelenhirten der Stadtgemeinde. Hier hatte er pflichtgemäß zu stehen und zu warten, bis zum Schlusse der Predigt, um dann wieder den Prediger zur Sakristei zurückzuführen.

Dieser kniet jetzt oben auf der Kanzel in stillem Gebete, bis das Predigtlied zu Ende gesungen war. Dann ging sein Vorspruch, nachdem er sich mit dem hl. Kreuzeszeichen gesegnet hatte, allen vernehmbar, durch die lautlos gewordene Kirche: „Jesus trieb einem Teufel aus.“ Nun las er das Sonntagsevangelium, in welchem jenes Ereignis aus dem Leben des Herrn berichtet ist, vor, legte das Buch zur Seite und begann, während er sichtlich Mühe hatte, seiner tiefen Bewegung und Erregung Herr zu werden, die Predigt. (Fortsetzung folgt!)

### Gebete und Opfer, die die Mariannahiller Mission für die Wohltäter Gott darbringt:

Jeden Tag werden zwei hl. Messen gelesen, eine für die lebenden, eine für die verstorbenen Wohltäter.

Am Sonntag wird für die Wohltäter ein Hochamt gehalten.

In all unseren Häusern und auf allen Missionsstationen wird jeden Tag von Missionaren und schwarzen Christen besonders für die Wohltäter gebetet.

In allen Häusern wird monatlich eine Novene für die Wohltäter gehalten.

Für die Mitglieder des „Großen Liebeswertes vom heiligen Paulus“ wird jede Woche noch eine hl. Messe gelesen, außerdem liest für sie auch jeder neu-geweihte Priester eine hl. Messe und es wird für sie auch alle Monate von allen Mitgliedern der Genossenschaft eine hl. Kommunion aufgeopfert.

Alle unsere Wohltäter haben Anteil an allen guten Werken und Verdiensten unserer Mission.